

Zeitschrift: Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen

Band: - (1945)

Artikel: Der Herr Archivar : aus dem Leben eines Sonderlings im alten Sankt Gallen

Autor: Steinmann, August

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-947865>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Aus dem Leben eines Sonderlings
im alten Sankt Gallen

August Steinmann

Früher, als das Kleinbürgertum im Leben unserer Stadt noch stark mitbestimmend hervortreten konnte, hatte der Bürger mehr Zeit und Muße, sich um den lieben Mitmenschen zu kümmern. Die Leute gingen nicht so achtlös aneinander vorüber, wie die von heute es zu tun pflegen; sie nahmen so oder so Anteil am Dasein des Einzelnen. In den Gassen sprachen die Nachbarn miteinander und übereinander – eben über die Gasse hinweg. Die Gäßler kannten sich alle und sie schlossen in den Kreis ihrer Beobachtungen und Betrachtungen, ihres Flüsterns und ihrer Vermutungen auch jene ein, die Tag um Tag an ihren Haustüren und unter ihren Fenstern vorbeigingen. Das Wort Nachbarschaft war noch ein wirklicher Begriff: man übte, pflegte Freundnachbarschaft oder löste solche auf, so wie ein Urteil vollzogen wird. Tat einer am Morgen seinen Laden auf und hatte er dabei gesehen, daß sein Nachbar auch schon auf den Beinen war, fragte einer den andern, ob er gut geschlafen habe, und manche wiederholten diese Frage, wenn sie sich beim Znuni zum zweitenmal trafen. Und wenn sie am Abend Laden und Werkstatt schlossen, wünschten sie sich eine gute Nacht. Beim

Abendschoppen indessen wurde durchgenommen, was der Tag alles gebracht hatte und was einem an diesem aufgefallen sei. Im kleinbürgerlichen Schwips anvertraute man sich selbst sonst sorgsam behütetes Familiäres und ließ sich mit treuem Augenaufschlag und Hand in Hand versprechen: «Aber gäll, 's blibt alles onder üs.»

Geburt und Tod gingen die ganze Gasse etwas an. Stand die Hochzeitskutsche vor dem Hause, erschienen die Nachbarn unter den Türen und an den Fenstern, und wenn die Kutschen zur Gasse hinausgefahren waren, wußten die Zurückgebliebenen zu berichten über die Braut und den Brautschleier, den Bräutigam und dessen Vergangenheit, und wie das Paar und dessen ganzer Anhang mit würdevoller Unbeholfenheit eingestiegen seien.

So war es aber nicht nur in der eigentlichen Altstadt, in der seit Generationen die gleichen Familien nebeneinander und übereinander wohnten, sondern auch in der Vorstadt, in der Zuzug und Wegzug viel Stoff und allerlei Vermutungen zum «Me seit» und «Me hät gseit», zum «Wössed Sie au?» und «Nei, was Sie nöd säged!» boten.

In solchen engen Verhältnissen stießen sich die Menschen. Denn ein jeder wußte von dem andern sozusagen alles; und jene, die ihr eigenes Leben leben wollten, mußten das hinter ihren Mauern tun, wie die Schnecke im Wendelgang ihres Häuschens. Schließlich standen sie nebenaus und gingen ihre eigenen Wege. So wurden sie zu Sonderlingen, zu sonderbaren Vögeln, die allein für sich auf einem Ast des großen Lebensbaumes saßen, gleich dem Kauz im Walde; sie pfiffen ihr eigenes Lied, wenn die andern laut und leise schwatzten und eine schnatternde Gesellschaft bildeten. Sie sagten «Uhu, uhu!» wenn die andern lustig «Aha, aha!» riefen; und sie lachten, wenn die Mitmenschen «Ach Gott! Ach Gott!» seufzten.

Ich denke dabei an die wirklichen Sonderlinge, nicht an jene, die mit Absicht und aus Eitelkeit sich als Originale gebärdeten, damit sie auffallen möchten, weil sie sonst eben nicht aufgefallen wären.

Echt ist nur der Sonderling von Natur aus, während der nach Originalität haschende Mann auf unehrlichen Wegen geht, weil er der Umwelt etwas vormacht. Übrigens ist es bemerkenswert, daß dem männlichen Wort Sonderling keine weibliche Form zur Seite gestellt werden kann. Sie müßte Sonderlingin lauten; aber ein solch absurdes Wort existiert nicht.

Es mag uns reizen, den Ursachen nachzugehen, die einen Menschen so formten, daß er zum Sonderling werden mußte; seine eigene Welt kennen oder gar verstehen zu lernen, führt uns schließlich nahe an sein Wesen heran. In seiner Kinder- und Jugendzeit ist er meistens noch mit allen andern auf gemeinsamem Wege der Reife entgegengegangen. Ist er aber zum erwachsenen Menschen geworden, dann beginnt die innere Wandlung. Es ist, als nähme er am Scheidewege von seinen bisherigen Weggenossen Abschied, um auf einem schmalen Pfade dorthin zu wandern, wohin ihn aus dem Unterbewußtsein heraufgestiegene Sehnsüchte und Wünsche führen. Die andern, die auf der breiten Straße weiterziehen, sagen über ihn, er sei so sonderbar, so eigen, so kurios geworden; er aber entdeckt, daß er auch stark genug sei, allein zu sein und allein zu tragen, was ihm das Schicksal aufbürden werde.

Er verzichtet auf Glanz und Ruhm, und äußerlichen Reichtum braucht er nicht. Er kehrt zu sich selbst zurück, erwirbt sich eine eigene Philosophie, um sie auch wirklich zu besitzen und zu verwerten. Die andern mögen ihre Lebensweisheit aus dicken Büchern holen (Buch mal Buch gibt wieder Buch) und sich ungemein gescheit vorkommen; er kümmert sich nicht um solche Anleihen. Und er

kümmert sich auch nicht darum, ob die Umwelt über ihn flüstere, ihn übersehe oder gar einen Narren nenne. Am Ende lacht er in seinem mit innerem Frieden bedachten Alleinsein über «die Größen, die keine sind».

Von einem solchen Sonderling handelt das Nachstehende. Der Name des Mannes, der einst durch die Gassen unserer Stadt wandelte, ist abgeändert worden. Jene aber unter uns, die ihn noch gekannt haben, werden sich bei der Lektüre gewiß noch des seltsamen Philosophen, der schon längst gestorben ist, erinnern. Das Kapitel selbst ist das erste meines in nicht allzu ferner Zeit zum Abschluß gelangenden St.Galler Romans «Der verlorene Christ», in dessen Mitte der «alte Archivar» stehen soll.

*

In meiner Kinderzeit lebte in unserer Stadt ein sonderbarer Mann, der als seine Lebensaufgabe betrachtete, beitragen zu müssen zur Vertiefung der Lehre von den letzten Dingen. Er hatte eigentlich nichts anderes zu tun, als nachzudenken. Tagaus und tagein hing er sinnend den größten Fragen des Daseins nach; das führte ihn, wenn er am Rande des Irdischen angelangt war, hinaus ins Unendliche, in dem er dann freien Weg nach allen Seiten fand. Denn, einmal im Raume stehend und Umschau haltend, trat ihm kein Hindernis mehr in den Weg, und vergnügt wandelte er von Stern zu Stern, die Milchstraße hinauf und hinab, den Glanz der Planeten bewundernd, die Namen der Sterne flüsternd, und unter seinen Füßen war die Welt versunken. Der Körper befand sich allerdings immer noch im engen Tal der Vaterstadt; der Geist aber weilte weit, weit weg und kehrte jeweils erst zurück, wenn es den Körper gelüstete zu essen und zu trinken. Die Bürger, in deren Mitte und unter deren Augen der Mann leben mußte,

nannten diesen einen Philosophen und Hypochondrer. Nein, ein Hypochondrer war er nicht; denn fern lag ihm die Schwermut; im Gegenteil der Mann barg in seinem Innern olympische Fröhlichkeit, an der er sich wärmte, wenn ihn, bei den Betrachtungen über die Nüchternheit und Kälte der Menschen um ihn, zu frösteln begann.

«Der Archivar Bolt ist doch ein wenig verrückt, sagten die Leute, wenn sie dem Manne nachschauten; er hat einen kleinen Vogel im Hirn. Seht, er stolpert über die eigenen Füße!» Das Sinnen und Trachten der Bürger ging eben nicht der Philosophie nach, sondern galt der klaren Wirklichkeit und deren materiellen Seite. Das Philosophieren überließen sie den wenigen Gelehrten in der Stadt, den Pfarrern und den Professoren; und diese selbst hatten die Hefte wieder unter sich verteilt. Die Kaufleute pflegten umsichtig ihre Geschäfte; sie rechneten ihre Vorteile und die der andern aus, vermehrten eifrig ihren klingenden Besitz und bauten sich an den Hängen schöne Villen, in rotem Stein, in weißem Stein, mit blauen Schieferdächern, kecken Türmchen und Balkonen. Die Handwerker hantierten in den Butiken, schritten, das Werkzeug unterm Arm, zu einer guten Küche, oder gingen den Kunden nach. Auch sie fanden, das Philosophieren sei zwecklos und hindere die volle Ausnutzung der einträglichen Möglichkeiten. Und alle befanden sich bei solcher Lebensauffassung wohl; sie konnten in ihrer geistigen Einfachheit den abseits ihrer Straße lebenden Archivar Bolt nicht verstehen. Sie wußten, daß er hebräisch, griechisch und lateinisch zu sprechen und zu denken vermochte; doch was nützte das einem Menschen, dem es bestimmt war, in einer Stadt zu leben, in deren Stuben man in der breiten Sprache der Väter plauderte, während in den Kontoren in englisch und französisch verhandelt und befohlen wurde? Diese lebenden Sprachen konnte man auf allerlei

Art und Weise verwerten und sogar in Geld umsetzen. Aber hebräisch! Die zehn Gebote waren ja zum Wohle der Menschheit ins Deutsche übertragen worden. Und Griechisch! Brachte dieses etwas ein? Ja – den Pfarrherrn vielleicht, wenn diese sich um einen theologischen Begriff stritten. Lateinisch – davon profitierten nur die Advokaten, weil sie klare Rechtsbegriffe aus dem guten Deutsch ins Lateinische hinüberziehen und damit den Sinn eines Wortes so oder so deuten konnten. Allerdings der Herr Dekan-Professor benötigte das Lateinische, um im wissenschaftlichen Zirkel die Höhe dieser oder jener reinen Hypothesen darzutun, und weil Professoren nun einmal Lateinisch können müssen. Aber nun war ja Herr Theophil Bolt nicht Professor, sondern ein einfacher Archivar, und dies auch nur, weil man ihn nicht hungern lassen konnte. So hatte ihm der Rat die Aufgabe zugewiesen, in den alten Archiven Ordnung zu schaffen, das heißt, die herumliegenden Urkunden in Bündel zu binden und diese gewissenhaft zu registrieren. Es muß Ordnung im Bürgerhaushalt sein; hier wurde sie von einem Menschen gehalten, der an sich selbst so unordentlich war, daß die Bürgersfrauen die Hände überm Kopf zusammenschlugen, wenn sie ihm begegneten. Herr Theophil, der graubärtige Philosoph und verbohrte Junggeselle, achtete nicht auf seine Kleider. Es kümmerten ihn nicht die Fransen an den Hosenstößen oder die Blöden des Stoffes an den Knien; an seinem Kittel und am abgeschabten Mantel fehlten oft alle Knöpfe, und die Krempe seines grauen, eingebaulten Hutes war voll Staub. Im Nacken fielen die langen Haare über den Kragen und die um den Hals geschlungene Schleife. Alles, was Herr Theophil trug, war in hohem Maße abgebraucht und fadenscheinig. Wenn es regnete, kam er in Stulpenstiefeln daher, die gaben aber dem schlurfenden Gang, der dem Manne eigen war, einen müden, hohlen Ton. Lag Schnee

oder bedeckte aus dem Nebel geborenes Glatteis das Pflaster der Gassen, dann stülpte Herr Theophil große, graue Endefinken über die Bottinen, denn «Wer da stehet, sehe zu, daß er nicht falle!»

Wie die Hebräer zur Zeit des Königs Salomon im Vorhofe des Tempels, die Griechen im Glanze des Perikles in der Stoa, die Römer auf dem prunkvollen Forum sich sammelten, so hielt es Herr Theophil in der Stadt. Er konnte lange Zeit regungslos auf dem Markte verweilen, oder stand, den wirren Bart streichend, versonnen an einem der Stadtbrunnen, nicht achtend daß er einem Wasserträger und den waschenden Mägden im Wege war. Was ging ihn diese Welt an! In Gedanken wähnte er sich als Jünger zu Füßen Sokrates, und, wenn er einmal etwas übler Laune war, als Schüler Juvenals; dann dachte er in spottenden Reimen. Er vergaß die Enge der Gassen, die Enge der Stadt und die Engherzigkeit der Menschen, die an ihm vorübervielten, um ihre Geschäfte zu besorgen; einer auf die Kosten des anderen. In solchen Stunden konnte er maßlos hassen und verachten. «Was haben sie am Ende, diese immer Ruhelosen?!» fragte er die Wolken am Himmel, die Regentropfen, die seinen Bart netzten, die Schneesterne, die auf seine Hände fielen, fragte er auch die müden Rosse der schweren Botenfuhrwerke, die Tauben, die ohne Furcht um ihn herumtrippelten, und die Kinder, die stauend vor ihm stehen blieben. «Was haben sie am Ende?! Sie liegen einmal alle unter der Erde. Man hat sie zugedeckt; denn oben wird das Erbe geteilt. Ach, und sie glauben, daß sie einmal mit weißen Flettachen durch das Paradies fliegen könnten zum Gesang der Engel und Gedröhn der himmlischen Posaunen! Ewiger Gott, ich bitte dich, gib mir keine Flügel, das Engelsein stünde mir schlecht an! Wenn ich dereinst diese Erde verlassen habe, dann sollst du mir sagen: «Mein liebes Menschenkind Bolt,

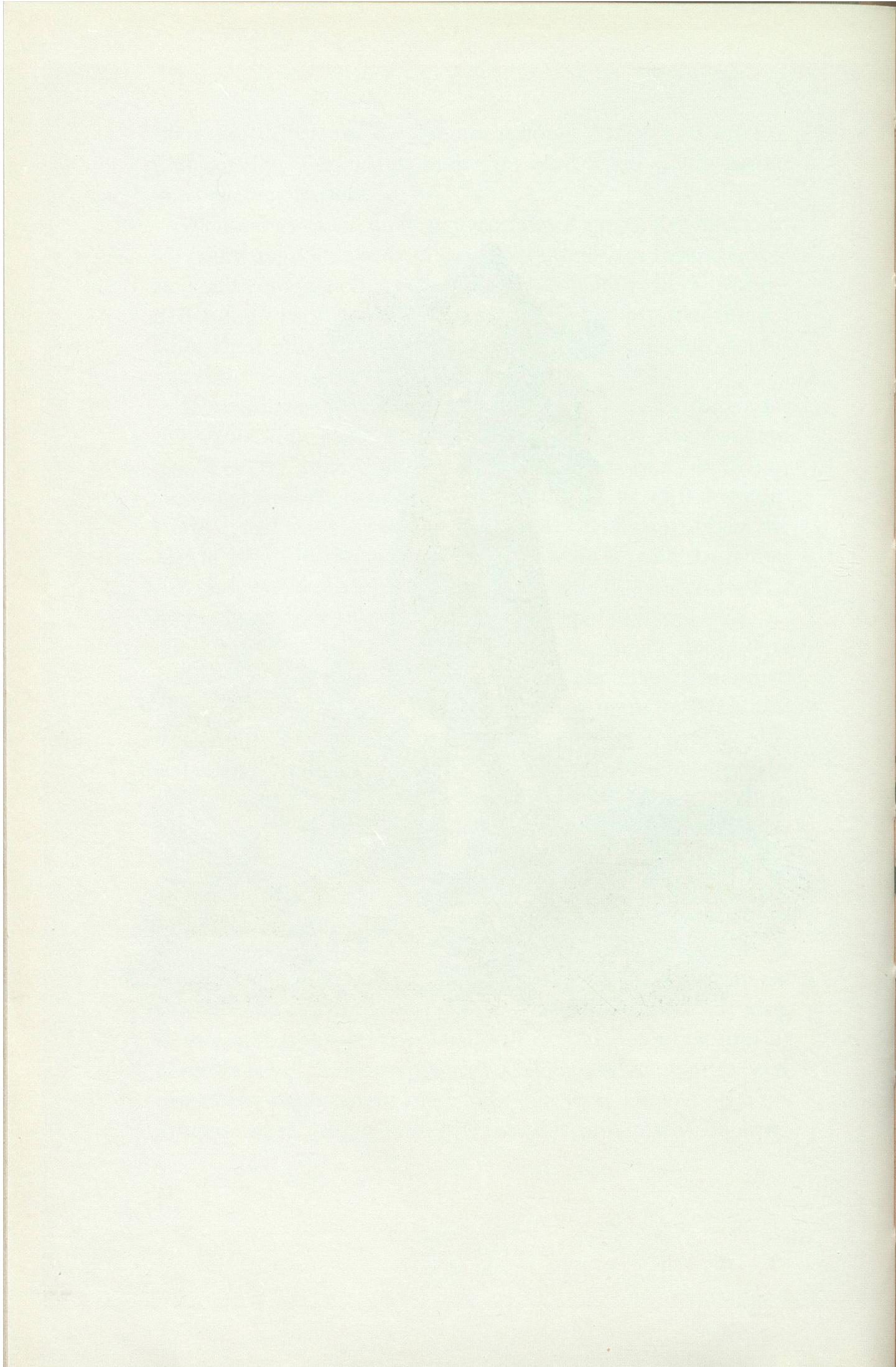
setze dich dort auf die kleine, schöne Wolke und erfreue dich an den Versen der leider im Hades ein wenig bleich gewordenen Sappho. »

Wenn er so sann, nicht achtend des Regens, der ihm vom Hutrand ins Genick rann, nicht achtend des Schnees, der sich auf seinen Schultern häufte, tuschelten die Vorübergehenden, tupften mit dem Zeigefinger an die Stirne: «Gescheit sein, das ist gut und recht, aber bei dem Archivar fehlt etwas im oberen Stübchen.»

Herr Theophil wußte, daß die Leute so über ihn redeten. Was kümmerte ihn das! Er hatte dafür das Lächeln des Weisen; dieses Lächeln war ihm mehr wert als Reichtum und äußerliches Geehrtwerden; denn er wußte wenigstens, worüber zu lachen er das Recht hatte: über die kleine Welt, in die er hineingestellt worden war. In früheren Jahren war es ihm gegangen, wie es einem Finken gehen muß, der in einen Käfig eingesperrt worden ist. Er stieß, wohin er sich auch wenden mochte, gegen die Gitterstäbe; er trug bei den unnützen Versuchen, irgendwo einen Weg in die freie Weite zu finden, manche Beule davon. Schließlich nahm er sein Los auf sich, kehrte in sich selbst zurück, wobei er sein Äußeres immer mehr vernachlässigte, denn jetzt hatte er niemandem mehr zu gefallen. Dem großen Haufen der Bürger war er mit seinem Wissen weit überlegen, und mit denen, die auf ihre hohe Schulung sich beriefen, maß er sich nicht, weil sie sich nach wie vor in den Systemen bewegten, durch die sie gegangen waren. Er aber ergab sich nicht der Wissensvöllerei. Als einmal im Gelehrtenverein zum «Trischen» einem Vielwisser ein gar zu schönes Lobkränzlein gewunden worden war, ging dem wortkargen Herrn Theophil der Mund über und er sprach: «Ich habe heute der Gelehrsamkeit genug vernommen; nach einem aber habe ich jetzt Durst und Verlangen: nach jenem hohen Geist, der uns unsere Nichtig-



St. Gall.



Zeitgeist und Herrenmode

1795

Im Jahre 1795 sind es die « Incroyables », die durch ihre auffallende Kleidung Staunen und Lachen auf sich lenken.

L'Incroyable, vom Kopf bis zum Fuß eine wahre Karikatur, trägt das Haar verwildert, lang und ungekämmt über die Ohren hängend, dazu den zweispitzigen Hut mit zwei riesigen Krempen, quer auf den Kopf gesetzt. Eine riesige weiße Krautte bedeckt wie eine Serviette Hals und Kinn; die kurze Weste und der absichtlich schlechtsitzende Frack haben breite Revers. Das dunkle Tuch des Fracks kontrastiert mit den hellgelben faltigen Wildlederhosen, die, fast bis zur Brust hochgezogen, in schlöttrigen « Husarenstiefeln » stecken.

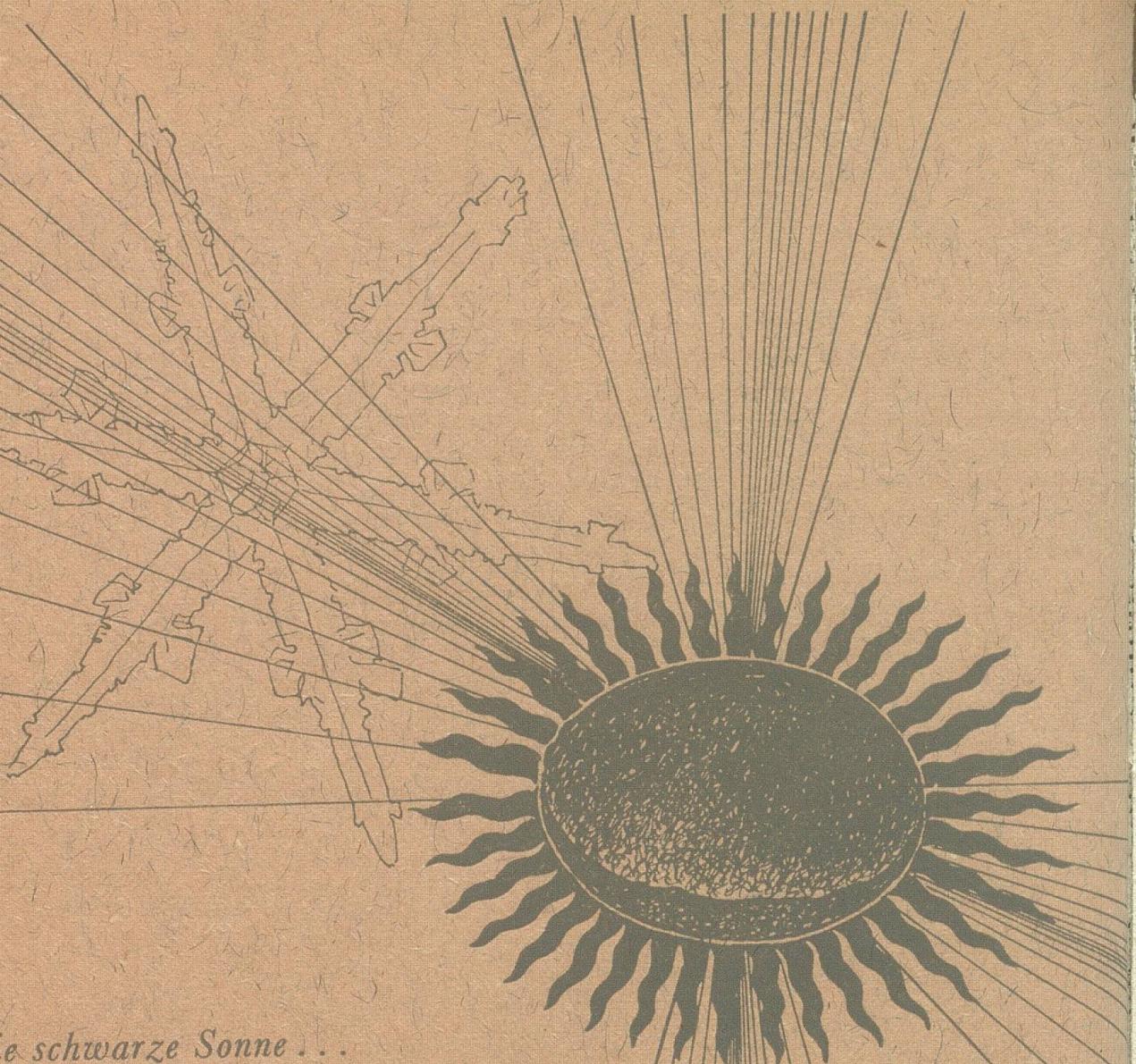
1945

von LORENZ gekleidet! Gut und zeitgemäß!



GEBH. LORENZ & CO.
ST. GALLEN

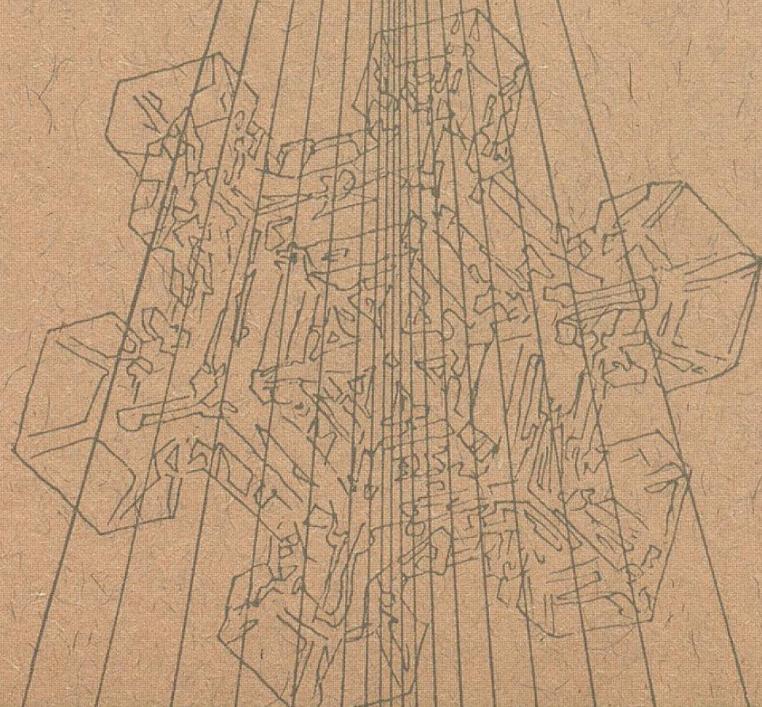
kleidet seit hundertfünfzig Jahren!



Die schwarze Sonne . . .

die Kohle ist der größte Feind
der Kälte! Unter der Kohle sind
es die WEINFELDER-Eiform-
briketts, die auch im kohlenarmen
Winter 44/45 die Kälte brechen.

EUGEN STEINMANN
KOHLENHANDELS-AG.
ST. GALLEN



keit erkennen läßt. » Da hatten ihn alle erstaunt angeschaut und sich entsetzt in die Stuhllehnen fallen lassen. Herr Theophil aber lächelte vor sich hin und seine Augen verrieten die Freude, weil sein Herz die Wahrheit hatte sagen dürfen. Auf dem Heimwege begleitete ihn der kleine Ratsschreiber; der war ein witziger Mann und hatte einen schelmischen Blick. Ein Schalk war er, und er fand sein Vergnügen daran, wenn ein anderer den anderen die Leviten las. Vor dem Rathause am Markt hielt er an, tupfte dem Archivar auf die Brust und sprach: «Theophil, du bist mein Freund; und deshalb sage ich dir, verdirb es nicht mit der Corona der Oberen. Sie werden es dir nachtragen, solange sie leben; sie sind zähe und verlangen Respekt vor ihrem Alter. » Der Ratsschreiber meinte es gut mit seinem Freunde. Dieser aber fuhr jäh auf und erwiderte: «Habe ich umsonst Theologie studiert? Warum soll ich nicht der Wahrheit die Ehre geben, wie es sich für einen Theologen geziemt? Ich könnte aus der Haut und im Feuerwagen des Elias in den Himmel fahren, wenn ich zuhören muß, wie sie aus siebenmal siebenzig Büchern und Traktätschen zitieren, wie sie die Zitate aneinanderreihen, wie die Kinder die Dominosteine. Da macht es mir Spaß, dem hintersten Steine einen Stoß zu geben: und dann – dann liegen alle auf der Nase. Mein lieber Ratsschreiber, ich achte das Alter, aber die Anbetung eines Menschen, der ohne Sorge und innere Not zum Abgott mit silberweißem Haar geworden ist, kann ich nicht mitmachen. Ich weiß, es mag schier frevelhaft klingen, was ich sage – aber da meine Hosenknie sowieso schon fadenscheinig sind, kann ich nicht niederknien; denn woher nähme ich neue Hosen! Und wenn ich die Knie plätzen lassen muß, dann – weiß Gott! – soll es anderer Leute wegen geschehen. »

Herr Theophil hatte so erbittert gesprochen, daß ihm der Ratsschreiber die Hand auf die Schultern legte und ihn

tröstete: «Du sollst dich nicht verkriechen wie eine Kellermaus! Du mußt jetzt einmal mit den Menschen leben, das Schicksal hat dich in unsere Stadt hineingestellt und es hat in ihr schon mancher seine Hörnchen abgestoßen. Du bist gescheit, manchmal klug und manchmal recht unklug, aber du bist nicht schlau genug.»

«Und deshalb nicht mehr bei der Theologie», ergänzte Herr Theophil des Freundes Trost und Mahnung; «schlaf gut, lieber Amtsbruder von ehemals, der Herr behüte dich.»

Da auch der Ratsschreiber von der Theologie her ins Amt gekommen war, verstand er Herrn Theophil und flüsterte mit leiser Ironie: «Träume von deinem Paradies, du herrlich mißratener Christ!»

Der Ratsschreiber verschwand in der Dunkelheit, Herr Theophil schlurfte durch die Bögen der Stadtkirche. Er wohnte in einem alten Hause, dort, wo es aus alter Zeit her noch «Hinter Mauern» hieß. Es brannte nirgends mehr eine Lampe, und wo vielleicht in stiller Kammer noch ein Nachtlichtlein wachte, waren die Fensterladen geschlossen. An einer Ecke standen zwei Scharenwächter im Schutze der Finsternis; ein obdachloser Hund schlich vorüber, irgendwo schlug ein Pendülchen mit dünner Stimme und ein wenig zu früh die Mitternacht. Über den Giebeln standen einige Sterne, sie waren hinter wechselndem Gewölk hervorgetreten und wiesen den Weg ins Unendliche. Dorthin flohen jetzt auch die schweren Glockenschläge aus den Türmen.

Herr Theophil war der letzte im Hause, der heimkehrte. Er kannte auch in der Dunkelheit jeden Tritt der Stiege; er wußte genau, wo er sich an einem Pfosten oder an einem Gesimse halten konnte. Unter seinen Füßen knarrte der abgelaufene Bretterboden. Hoch hinauf mußte Herr Theophil; bis zum vierten Stock, unmittelbar unter dem Dachboden. Schwerfällig holte er den großen Schlüs-

sel aus einer der tiefen Taschen des Mantels; der dreifach gezähnte Bart hatte sich im zerrissenen Futter verfangen. Daraus ergab sich eine jener Tücken des Objektes, denen der Mensch nur mit Gelassenheit beikommen kann, wenn er ihrer Herr werden will. Und diese Gelassenheit war Herrn Theophil zu eigen. Der Schlüssel war sein Freund, von dem er abhängig war, er sagte ihm guten Tag und wünschte ihm gute Nacht. Er sprach mit ihm, wie man mit einem vertrauten Menschen spricht.

Und als er den Schlüssel aus dem Wirrwarr der Tasche befreit hatte, murmelte er: «So jetzt können wir endlich aufmachen, jetzt können wir endlich hinein.»

Herr Theophil tappte ins Dunkle. Er langte mit der Sicherheit der Gewohnheit eine kleine Kerze vom Gestell und zündete sie sorgfältig an. Das schwache Flämmchen schien sich vor sich selbst zu fürchten; es kroch in sich selbst zurück, zögerte, ob es wirklich leben wolle, aber dann reckte und streckte es sich auf einmal und spendete so viel Licht, daß neben dem Dunkel in den Winkeln eine bescheidene Helle war. In dem Raume hatte sich etwas Schöpferisches ereignet: Licht und Finsternis waren von-einander geschieden worden.

Als Herr Theophil sich umdrehte, die Türe zu schließen, tanzte sein Schatten an den Wänden und legte sich auch an die Decke.

Die Wohnung des seltsamen Mannes war sehr bescheiden. Er hatte wohl eine Küche, aber der Herd war kalt, und es roch um diesen von Kaminpech und altem Ruß. Die kleine Stube war arm in ihrer Einsamkeit; denn es fehlten die stillen, ordnenden weiblichen Hände. Solche hätten beim Zunachten nochmals die Fenster weit aufgemacht, um den verhockten Tabakrauch fortzulüften; sie hätten den Staub von der Kommode, von den Stühlen und vom Schreibpult gewischt und das angeschnittene

Brot, das nackt auf dem Tische lag, in ein Körbchen gelegt und mit einem sauberen Tüchlein zudeckt. So aber schien das Brot der Würde, die ihm zuteil werden soll, entrückt. Die Unordnung in der Stube wurde zum geheimnisvoll sich bewegenden Durcheinander, wenn die Flamme der Kerze zuckte und sich bald nach dieser, bald nach jener Seite wandte. In dieser Unruhe stand Herr Theophil, der Philosoph, und suchte ein Plätzchen für die kleine Kerze, denn das flüssig gewordene Wachs rann ihm über die Finger. Er stieß ein Buch beiseite, schob es über den Rand des Tisches hinaus, so daß es hart zu Boden fiel. Aber dies störte niemanden.

Die Kammer nebenan war leer. Herr Theophil hatte noch nie dem süßen Atem eines friedlich im Schlaf versunkenen liebenden Wesens lauschen können; er durfte sich nicht über die schlummernde Lebensgefährtin beugen und still erfreut das Antlitz des vom Tagwerk sich erholenden Weibes betrachten. In der kleinen, muffigen Kammer stand das alte Bett, das er bei seiner Mutter Tod geerbt hatte. Ein ländlicher Schreiner hatte es einst gemacht und ein herumziehender Maler auf den grünen Grund der Bettladen phantastische Blumen und bunte Papageien gemalt. Ein schwacher Lichtstrahl fiel durch die halbgeöffnete Kammertüre auf das leere Lager, dessen Kissen und Decken verrieten, daß sie nur selten ordentlich geschüttelt und gerüttelt wurden. Aber was kümmerte dies alles den graubärtigen Philosophen, dem das Leben nichts anderes mehr bedeutete als eine Reise aus dem Unbekannten jenseits der Geburt zum Unbekannten jenseits des Todes! Allerdings hatte er einst an der Tafelrunde der Gelehrten der Stadt, als man ihn gefragt hatte, was nach seiner Auffassung der Zweck des Daseins sei, geantwortet: «Sich zu vertiefen in die Geheimnisse, die uns umgeben, ist des denkenden Menschen große Aufgabe. Was wir so ergründen vermögen, das Er-

hebende und das Schmerzliche, vermag uns zu beglücken. Und es den andern mitzuteilen, ist uns, den Gebenden, der hohe Lohn für unser Denken und Suchen. Das Glücksempfinden leuchtet auf, wenn ein Mensch geboren wird; es kommt aber auch über uns, wenn der Tod an uns herantritt und wir sagen können: „Nimm mich bei der Hand, stiller Bruder, ich fürchte mich nicht, mit dir zu gehen.“»

Einige der Herren der Runde hatten ob dieser Deutung ein wenig überlegen gelächelt und damit versucht, ihre Betroffenheit zu übertünchen. Einer von ihnen hatte die Hände auf den Deckel seines Kruges gelegt und wissen wollen, was der Herr Archivar von den irdischen Gütern der Welt halte.

«Ei der Tausend, Herr Kollege», war des Gefragten Antwort gewesen, «ich verlange von Ihnen nicht die Bescheidenheit des Diogenes. Sie haben ein schönes Haus und eine reiche Frau; Ihr Amt trägt Ihnen etwas ein und alle Leute lüpfen vor Ihnen den Hut, weil Sie eben das alles besitzen, was Sie scheinbar beglückt. Aber, wenn man Sie einmal hinausführt zum Seelacker, werden Sie nicht mehr haben als der Arme, neben den Sie vielleicht zu liegen kommen. Doch, noch leben Sie, noch erwerben und erben Sie, noch ist Ihnen Ihr Gewissen anvertraut, wie den Knechten – Sie kennen ja das Gleichnis aus dem Testament – das Gut ihres Meisters. Höher als aller irdischer Besitz ist aber das Gewissen.»

Da hatte der reiche Mann erwidert: «Auf diese Prophezeiung und Deutung hin trinke ich noch einen Schoppen, beweisend, daß ich noch lebe.»

An dieses Gespräch war Herr Theophil jetzt erinnert worden, weil auf dem Tische neben dem Brot das Büchlein vom «Gastmahl des Trimalchio» lag. Er hatte darinnen während des kargen Mittagessens mit Behagen gelesen. In Üppigkeit war der schlemmende Protz von Puteoli

durchs Leben gegangen, im Überfluß hatte er die leckersten Bissen und besten Weine der Welt auf seinem Tische gesehen. Das Gold war ihm klingend durch die Finger gerieselt.

«Was ist von dir übriggeblieben, du alter Vielfraß?» fragte Herr Theophil, als er das Büchlein vom Brote weggeschoben hatte, «ich lache über dich, der du im Leben nichts anderes tatest und tun konntest, als essen, verdauen, trinken und schlafen und die fetten Hände abtrocknen an den Locken deiner kleinen Sklaven. Und was du lieben wolltest, mußtest du bezahlen. Welch ein elender Gewinn aus einem Dasein, wenn die Nachwelt über solch ein Leben spottet!»

Langsam ging das Kerzchen aus, und Herr Theophil zündete eine zierliche, messingene Lampe an. Diese war seine Gefährtin in der Nacht und er pflegte Docht, Glas und Glocke mit großer Sorgfalt. So unordentlich er sonst in den äußerlichen Dingen sein konnte, die Lampe, die ihm Licht schenkte, war rein, wie das Licht selbst. Jetzt rann der warme Schein um die Büchergestelle und die alte Tapete, auf der die Geschichte von Adam und Eva vor dem Sündenfall ungezählte Male sich wiederholte.

Herr Theophil liebte die Tapete und freute sich immer wieder an dem friedlichen Ausdruck, mit dem die Uretern unter einer Hängeweide saßen. Dies erinnerte ihn jeden Tag an die Schöpfungsgeschichte und auch daran, daß schon die ersten Verse der Bibel auf verschiedene Arten übertragen, gedeutet und verstanden werden können; so zum Beispiel «Von Anfang hat Gott den Himmel und die Welt erschaffen» und «Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde». Es kann schon um das erste Wort gestritten werden; welch uferloses Diskutieren also um das Ganze! Er dachte auch jetzt wieder über das Klauben um das Wort nach, und laut, als ob er jemanden neben sich hätte, sprach er: «Was hat das alles mit Gott zu tun? ,Von Anfang‘ oder ,Am Anfang‘ – hier beginnt die Theologie.»

Und weiter ging sein Sinnen und Betrachten: «Also Gott schuf das Paradies und ließ darinnen das erste Menschenpaar in Unschuld die Schönheit des himmlischen Gartens genießen. Er hätte seine ersten Geschöpfe unschuldig bleiben lassen können. Warum ließ er sie sündigen? An einem Tage, da er vielleicht etwas anderes zu tun gehabt hatte, als aufzupassen auf die beiden. Oh, du menschlich geschauter Gott, der du bist überlistet worden von der Schlange! Und du, du kleine, verführte, verführende Eva! Dir schiebt die Nachwelt die große Schuld zu, in Sünde empfangen und dein erstes Kind in die Erbsünde hineingeboren zu haben. Welch Unheil hat dies Wort schon geschaffen! Des Glaubens an das Gute im Menschen größter Feind bist du, du unseliges Wort!»

Als möchte er sich zum Kampfe mit dem theologischen Begriffe rüsten, zog Herr Theophil den alten Mantel aus, wand er sich die schäbige Schleife vom Hals und legte er den verbeulten Hut auf eine Beige Bücher. Alle diese Bewegungen machte sein Schatten mit; es schien als ränge Herr Theophil, der Philosoph, mit einem mächtigen dunkeln Wesen. Und dieses folgte ihm, an dessen Fersen es sich schon bei der Geburt geheftet hatte, in die Schlafkammer, ging hinter seinem Rücken her, während die kleine Lampe in den Händen des Philosophen freundlich Bahn brach in das ärmliche, frauenlose Gemach.

Herr Theophil pflegte stets vor dem Schlafengehen, mochte er noch so spät heimgekommen sein, vom Fenster aus zuerst der Stadt und hernach der ganzen Welt gute Nacht zu wünschen. So stand er auch jetzt wieder am Gesimse und seine Augen schweiften gaßauf und gaßab, über die Giebel, dann zum hohen Turm der Stadtkirche und an dessen schlankem Helm empor zum Himmel. Von Stern zu Stern wanderte sein Blick, wanderte mit den langsam dahintreibenden Wolken zum Tale hinaus. Das Mond-

licht umsäumte die himmlischen Gebilde, und im Glanze des Gestirns sprach der Mann am Fenster: «Welch großer Trost ist doch in der Wahrheit: Es ist keine Wolke, und wäre sie noch so schwarz, ohne silbernen Rand.»

Nichts störte die tiefe Stille; nicht einmal eine Maus nagte hinter dem Getäfer. Es war die Stunde, in der die Hausgeister Wache halten und an den Kreuzen auf dem Friedhofe drüben am Kranichhügel die weißen Schleier sich bewegen. Herr Theophil beklagte keines Menschen Tod; er beklagte nur den Verlust, den das Sterben den Zurückgebliebenen bringt. Das Sterben bedeutete für ihn das Abwerfen einer schwergewordenen Last und, befreit von dieser, ein Sich-recken- und Sich-strecken-Dürfen. Er glaubte an das ewige Leben. Aber nie hätte er sich getraut, sich von diesem eine bestimmte Vorstellung zu machen. Er wagte nicht, fragend vor dieses Ungeheure zu treten; denn hier konnte es kein Ergründen geben. Dazu erschien ihm, dem Philosophen, der menschliche Geist zu klein und der Mensch selbst zu eigensüchtig. Aus diesem Glauben und zugleich aus dieser Erkenntnis heraus erhob er auch in dieser Stunde wieder den Anspruch auf Gotteskindschaft.

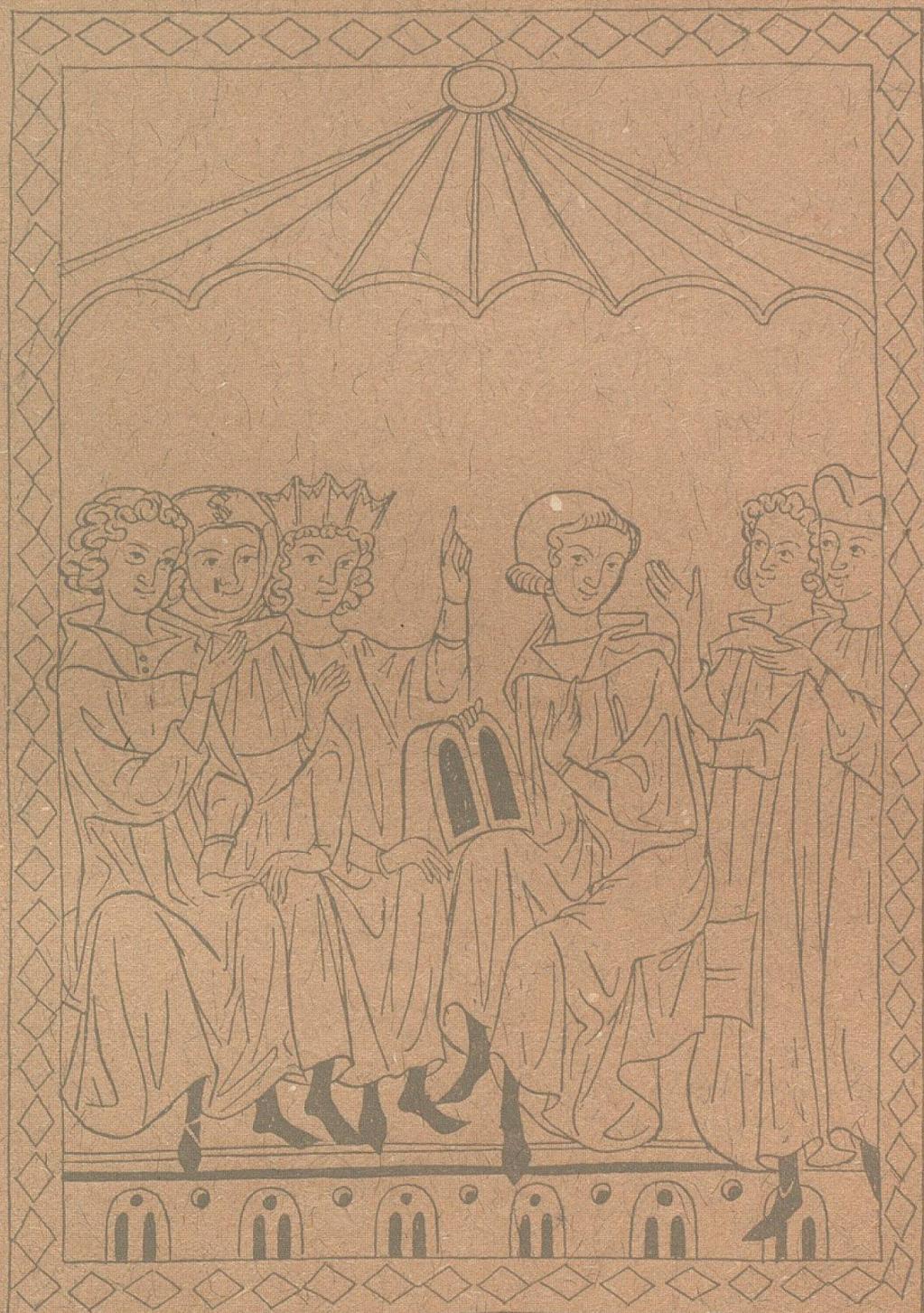
So schloß er zufrieden das Fenster, um sich zur Ruhe zu legen. Doch vorher nahm er noch sein Spruchbuch hervor, schlug das Datum auf und las:

«Bete die Liebe an,
die vertauscht an die Erde den Himmel,
möglich zu machen es dir, an den Himmel
die Erde zu tauschen.»

Herr Theophil wiederholte vor sich hin: «Bete die Liebe an», dann las er noch einmal:

«Möglich zu machen es dir – an den Himmel die Erde zu tauschen.»

Nach seiner nächtlichen Umschau am Himmel war Herr Theophil wieder so fest mit der Erde verbunden, daß er unter



Den Wirth mit guter Spise
die selben Minn ich prisē,
die macht mich selten grau.

CAFÉ UND BAR SEEGER ST. GALLEN

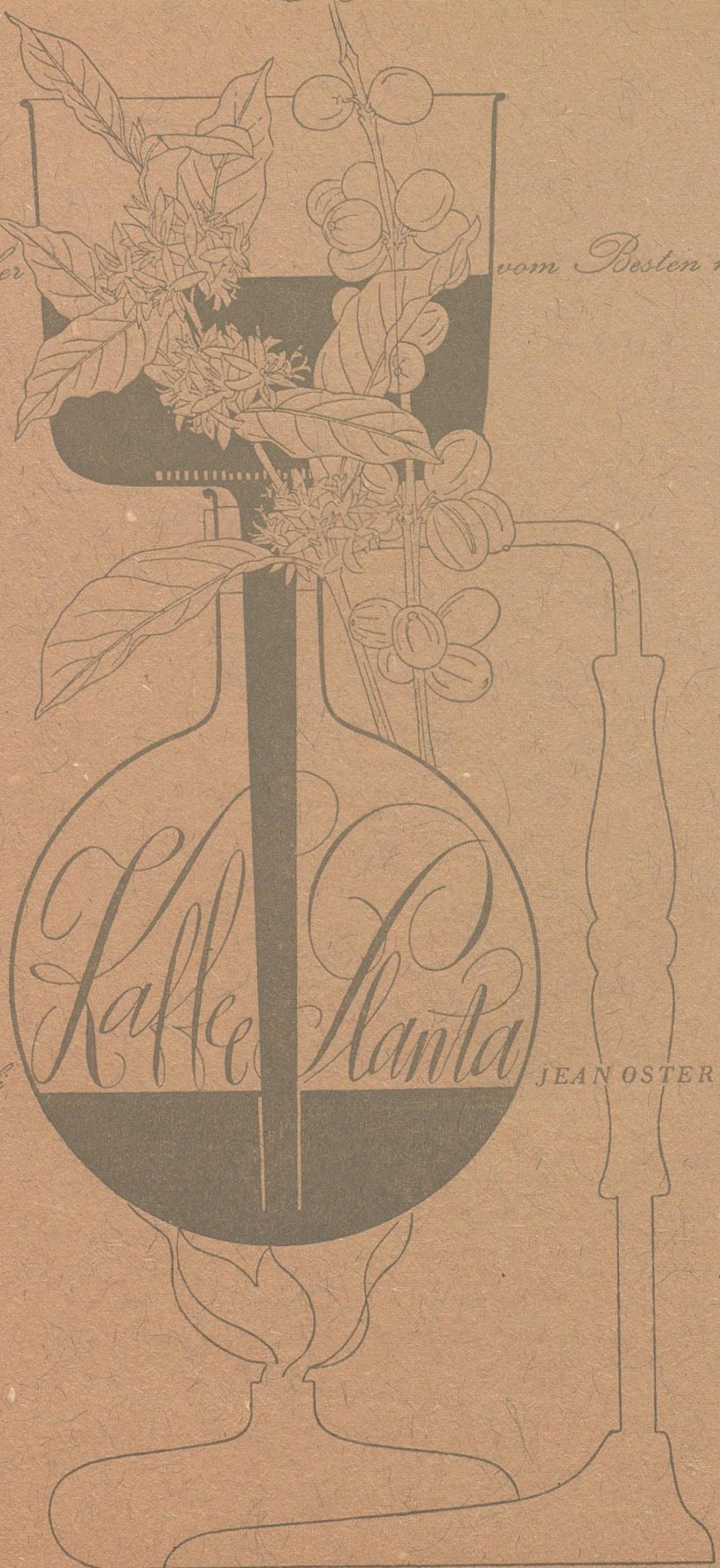
Wenig - aber

vom Besten nehmen!

im Bleicheli

JEAN OSTERWALDER
& CIE.

Kaffee Santa



der anbetungswürdigen Liebe die irdische Liebe verstand. Ja – auch er hatte einmal Liebe gekannt; vor vielen Jahren. – Er rechnete nach: vor dreiunddreißig Jahren! Damals als er noch Kandidat der Theologie war, am Ende der Studienzeit und schon mit einem Fuß im Vikariat stand.

Er legte das Büchlein auf die Bettdecke. Dreiunddreißig Jahre – das Mädchen, mit dem er damals im geheimen versprochen gewesen war, lebte jetzt noch in der Stadt. Aber es war eine alte Jungfer geworden, und ihre Kreise berührten sich nicht mehr. Herr Theophil ging dem Wissen um die Dinge nach und suchte die Weisheit. Sabina Bingasser, so hieß die einstige Geliebte, folgte mit dürstendem Herzen dem Heiland; sie war von pietistischer Frömmigkeit erfaßt worden. Sah Herr Theophil in Gedanken sein heiliges Athen, so schaute Jungfer Sabina, ehe sie einschlief, immer wieder das leuchtende Zion. Herr Theophil las mit Behagen die Sprüche Salomos und sie waren ihm sehr geläufig; Jungfer Sabina nahm vor der an Versuchungen so reichen Welt ihre Zuflucht zu den Klage-liedern des Jeremias. Herr Theophil bewunderte die Größe der Gedanken in der Bergpredigt; Jungfer Sabina glaubte wörtlich an die Wunder Jesu und liebte besonders die Geschichte von Maria und Martha, bei denen der Herr eingekehrt war. Dabei gab sie Maria den Vorzug, während sie gegen Martha eine Abneigung empfand.

Diese beiden Menschen, Herr Theophil und Jungfer Sabina Bingasser (man nannte sie in der Stadt Bineli), hatten sich also einst, geleitet von ihrer Jugend, geliebt. Noch bewahrte Jungfer Sabina ein Gedicht, das ihr Herr Theophil damals gewidmet hatte, sorgfältig auf. Sie nahm es, wenn sie allein war, immer und immer wieder hervor und jedesmal kam wirkliche Trauer über sie bei dem Gedanken, daß der einstige Geliebte vom Wege zu Gott – so glaubte sie wenigstens – abgekommen war. Auch Herr

Theophil besaß ein Andenken an jene ferne Zeit, und er trug Sorge, es nicht zu verlieren: ein schmales schwarzes Samtbändelchen. Dieses lag in ein Stück Seidenpapier gewickelt in einem alten roten Nähkörbchen, in dem Theophils selige Mutter Nadeln und Nähfaden, Fingerhut und eine kleine Schere beisammenzuhalten gepflegt hatte. Und just in dieser späten Stunde nahm Herr Theophil das Körbchen hervor. Es ruhte seit Jahr und Tag am gleichen Orte: oben auf dem Gestell, in welchem die bibelkritischen Bücher und manche Werke der Aufklärung, aber auch der Verteidigung des strengen Wortglaubens standen. Wie oft hatte die Mutter nach dem blauausgeschlagenen Körbchen gelangt, es mit ihren Hausfrauenhänden geöffnet und ihm Ellenband, Zwirn und Zwirnwachs entnommen. Ihre Arbeitsbrille lag jetzt noch, in ein kartonenes Etui gesteckt, darinnen, die nächste Nachbarin des Samtbändelchens.

Herr Theophil nahm das zarte Andenken an seine erste Liebe in die Hand, setzte sich damit auf den Bettrand und seine Gedanken gingen zurück in jene Zeit, in der er das Band von Sabina Bingasser erhalten hatte. Was würde diese jetzt sagen, wenn er sie an das Geschenk erinnern würde. Sie würde wohl errötend die Augen niederschlagen, würde bekennen, auf alles Weltliche habe sie verzichtet und der Herr werde ihr wohl verziehen haben, daß sie einmal auf Wegen gegangen sei, die doch fast immer an Gefahren für die Seele vorbeiführen. Herr Theophil gestand dem Bändelchen: «Ach, deine Herrin war sicherlich gefeit gegen die Versuchungen sinnlicher Mächte. Sie wäre gewiß eine gute Frau geworden, aber es hätte vielleicht ein anderer Mann kommen sollen. Meine Welt, Bineli, war dir damals schon zu fremd, und meine Gedanken über Frömmigkeit und Glauben konntest du nicht verstehen, hättest du nie verstehen können. Deine alten Basen flüsterten dir zu, ich sei eigentlich ein Heide. Da hast du, du

armes Mädchen, Angst bekommen und dich – ja so hast du mir geschrieben – an das Herz deines Heilandes geflüchtet. Du hast mich frei gelassen und ich habe dir dein Jawort zurückgegeben. »

Herr Theophil nickte und lächelte vor sich hin: «Und vorher hat keines von uns beiden bemerkt, daß wir eigentlich gar nicht zueinander gepaßt hätten. Wir haben nie miteinander zur selben Zeit in den Spiegel geschaut, sonst hätten wir schon in den Gesichtern die größten Gegensätze zwischen uns entdecken müssen. Ich habe eine Stumpfnase und im Gymnasium haben sie mich Sokrates getauft. Du, Sabina, hast eine lange Nase und melancholische Augendeckel. Dein Lächeln war wehmüdig, doch manchmal auch wieder von fragender, scheuer Lieblichkeit. Aber – in Gottes Namen – es hat alles so kommen müssen. »

Herr Theophil legte das Samtbändelchen wieder in das Körbchen und stellte dieses zurück auf das Gestell. Dann blies er die Lampe aus, zog sich im Dunkeln aus und legte sich nieder. Und der Schlaf überraschte ihn bei dem lustigen Gedanken: «Wie viele von den Männern, die einen Bart tragen, wissen, ob sie diesen im Bett über oder unter dem Lielachen haben? »

